

Der Kunststreiter

Erzählung
von Friedrich Gerstäcker

(20. Fortsetzung.)

„So?“ schrie Tobias, aus allen seinen Himmeln geträumter Schätze etwas unsanft gewedt und über dieses feineswegs erwartete Resultat zugleich erstaunt — „so? ist das eine Behandlung — Herr Baron — wissen Sie — wenn ich will — so kann ich...“
„Alle seine weiteren Reden und Drohungen wurden durch die beiden handfesten Burtschen unterbrochen, von denen der eine, als sie sahen, daß er nicht gutwillig gehen wollte, ihn unter der Arme packte. Der andere hob ihn zu gleicher Zeit die Beine aus, und Tobias wurde, trotz seinem Grimme, der sich jetzt gegen die Knechte zeigte, ohne Weiteres die Treppe hinunter, durch den Hof und bis vor das Thor getragen, wo ihn die Leute ruhig absetzten und laufen ließen. Zwar sprudelte er hier noch eine Menge Dinge von Baronen und Lumpen, Kunststreitern und „Geheimnissen“ heraus, die Knechte verstanden aber kein Wort davon, ließen ihn stehen und gingen an ihre Arbeit zurück.
Tobias wüthete, als er aber Miene machte, noch einmal in den Hof zurückzukehren, drohten ihm die beiden Burtschen mit den Fäustern, und das Herz voll Ingrimm, aber doch zu feige, sich einer weiteren Handgreiflichkeit auszulassen, drehte er sich endlich um und taumelte, rüchichtslos um Weg und Steg, gerade über Wiese und Felder weg, in's Thal hinab.“

Zu derselben Zeit, in welcher Tobias jenen verunglückten Versuch machte, von Herrn v. Geyers entweder eine Summe Geldes, oder noch lieber eine fortlaufende Unterstützung zu erpressen, sah Josephine mit ihrer Erzieherin, fleißig mit Lesen und Arbeiten beschäftigt, in ihrem Stübchen.

Josephine war jetzt etwa acht Jahre alt und hier auf dem Gute, da sich die Mutter fast gar nicht, oder doch nur sehr selten und oberflächlich um sie kümmerte, einzig auf den Umgang mit der Erzieherin angewiesen. In dieser aber hatte Georg einen glücklichen Fund getan, denn die junge Dame besaß nicht allein sehr wehrere Kenntnisse, sondern auch ein gutes, für alles Schöne und Edle empfängliches Herz. Praktisch dabei in Allem, was sie anfaßte, und bescheiden und anspruchslos in ihrem ganzen Wesen, sicherte sie sich in ihrer schwierigen Stellung bald die Liebe des einen, so wie die Achtung des andern Theils, und ging dazwischen ruhig ihre Bahn. Bald hatte Mademoiselle Adele auch den Charakter der Frau und Mutter durchschaut, mit der sie zusammen lebte, und Georgine besaß in der That keine Eigenschaften, die das stille, einfache Mädchen an sie hätten weifen und zwischen beiden ein wirklich freundschaftliches Verhältnis entstehen lassen können. Vergnügungsfüchtig und nur an sich selber denkend, fehlte Georginen jene ruhige Weisheit, die da im Stillen wirkt und schafft, und selbst oft mit den bescheidensten Mitteln im Stande ist, den Familienkreis zu einem Paradiese umzuschaffen. Wo aber hätte sie auch diese Eigenschaften sich erwerben, wo in ihrer ganzen früheren Lebensweise einen Sinn für Häuslichkeit gewinnen sollen? Ihre ganze Erziehung lag dem Begriffe zu fern, und wenn ihr auch in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes zu Schildheim manchmal dieses stille, zurückgezogene Leben nicht mehr in so bunten Farben erschien und sie an die Möglichkeit dachte, sich einst hineinzufinden, verdrängten die letzten Wochen doch jeden beartigen Gedanken wieder aus ihrem Herzen. Noch zu keiner Zeit hatte sie sich dabei, so sehr sie Josephine liebte, mit deren Erziehung beschäftigen können und mögen. Sie wußte gar nicht, wie sie es anfangen müsse, und konnte und wollte sich keine Mühe in dieser Hinsicht geben. Im Circus, ja, dort hätte Josephine keine bessere Lehrmeisterin haben können, als eben ihre Mutter, aber hier, zwischen den Büchern und weiblichen Arbeiten, von denen allen sie wenig oder nichts verstand, fühlte sie sich fremd und überließ das bereitwillig und allein der Fremden.

Georg fand dieses Wesen seiner Gattin durch ihr früheres Leben, wenn auch nicht vollständig gerechtfertigt, doch wenigstens entschuldigend, und ertrug es eben um der Tochter willen; Mademoiselle Adele aber fühlte ihr Herz dadurch verletzt und wandte sich mit um so größerer Liebe dem jungen Mädchen zu, dem sie, wie sie recht gut ein sah, die Mutter ersetzen mußte. Und das Kind selber kam ihr dabei mit vollem Herzen und inniger Liebe entgegen. Von früh an, ja so sanft sie eigentlich denken konnte, an ein weiches, unfeiles Leben gewöhnt, in dem sich das junge Herz nicht wohl fühlen, von rauhen Menschen umgeben, an die es sich nicht anschließen konnte, hatte es hier zum ersten Mal eine Heimath und in seiner Erzieherin ein Wesen gefunden, das wirklich Theil an ihm nahm und ihm mit mütterlicher Liebe ergeben war.

Wohl hatte es der kleinen Eitelkeit geschmeichelt, mit den mühsam erlernten Künsten im Circus draußen rauschenden Applaus einzuernten, aber mit heimlichem Reid sah Josephine dabei zugleich unter den gepuzten Zuschauern die vielen anderen kleinen Mädchen, die von den Jüngern gehegt und gepflegt, und — nicht gezankt wurden, wenn sie eine Ungeheuerlichkeit auf dem Pferde begangen. Das Kind auch fühlte, wenn es sich dessen selbst nicht klar bewußt wurde, ein Bedürfnis nach Pflege. Jene heilige Sympathie, die Mutter und Kind gegenseitig an einander zieht, wenn sie auch in Georgins Herzen anderen, unheiligeren Empfindungen Raum geben mußte — war in Josephins Brust eben so gut gepflanzt gewesen und nur die Zeit über verkümmert und niedergebunden worden. Jetzt aber, durch ihrer Erzieherin treue Pflege gewedt, entfaltete sie sich rasch und gewaltig, und bald hing das kleine Wesen mit unendlicher Liebe an der Pflegerin.

Georgine würde selber erschrocken sein, hätte sie einen Blick in dieses aufstrebende Kinderherz thun können, in dem ihr Bild nicht mehr wie früher den vollen Raum erfüllte — aber sie hatte andere Dinge im Kopfe, als sich um die Einzelheiten, um die kleinsten Anknüpfel der Erziehung und Pflege ihrer Tochter zu kümmern. Daß sich diese täglich mehr heranzubildete, sah sie wohl, und es erfüllte sie mit Freude, nur aber mit dem Einen Ziel im Auge, Josephine ein als einen Stern erster Größe an dem Himmel prangen zu sehen, der allein ihre eigene Welt bilde, dachte sie nicht daran, ob gerade die Nahrung, die das Kind jetzt für Herz und Geist empfing, ihm später dienlich werden könnte. Sie sah nur für sich und die Tochter die Lichtseite des Lebens, dem sie entgegenstrebte, und so blendete diese ihre Augen, daß sie für alles Andere gleichgültig — blind wurde.

Mademoiselle Adele hatte indessen im festen Umgange mit Josephine die Vergangenheit des Kindes kein Geheimniß bleiben können. Die unbeschwachte Aeußerung der Kleinen, als das Pferd durchging, entdeckte ihr auch nichts Neues, sondern bestätigte nur den schon früher gefaßten Verdacht. Aber nur noch inniger, wenn das überhaupt möglich gewesen wäre, fühlte sie sich dadurch zu dem Kinde hingezogen, dem sie solcher Art ein neues Leben verschaffen half; noch mehr aber wachte sie über all' seine kleinen Unarten und Fehler, deren Quelle ihr kein Geheimniß mehr war, und die sie jetzt desto leichter beseitigen oder heben konnte, und dabei durften weder Josephine noch ihre Eltern ahnen, welchen tiefen Blick sie in ihre früheren Verhältnisse gethan. Es war ihr genug, daß sie es wußte, dem Kinde zum Nutzen, und das Geheimniß ruhte sicher in ihrer Brust.

Josephine hatte zum Weihnachtsfeste unter anderen Sachen auch mehrere Jugendbücher bekommen, in denen kleine Erzählungen mit hübschen Bildern standen. Das junge Mädchen, das eigentlich hier erst ordentlich lesen gelernt, — denn wo wäre ihm früher die Zeit dazu geworden? — verschlang gierig die frische Nahrung, die ihrem Geiste geboten wurde. Eine neue Welt erschloß sich ihr dadurch, und ihrer Erzieherin liebevolle Geduld gehörte dazu, ihr all' die tausend und tausend an sie gerichteten Fragen zu beantworten. Eine kleine Erzählung stand aber in dem Buche, die Josephine wieder und wieder durchgelesen, und doch noch keine Frage deshalb an ihre Erzieherin gerichtet hatte. Diefelbe war überschrieben: „Das gestohlene Kind“. Josephine hatte das Buch vor sich auf den Knien und las darin, und zwar wieder und wieder die eine Seite, und Mademoiselle Adele, die lange schon, wenn auch von ihm unbemerkt, die Augen auf dem Kinde haften ließ, wußte, was es las und was seinen kleinen Kopf nicht recht erklärlich werden wollte. Und dennoch fürchtete sich Josephine zu fragen, die Erzählung berührte für sie verbotenen Grund — ihr eigenes früheres Leben, und von dem gegen andere Leute zu sprechen, hatte ihr die Mutter verboten, und der Vater sie gebeten, es nicht zu thun, und des Vaters Bitte wag in ihrem kleinen Herzen viel mehr noch selbst, als das Verbot. Ueber die Worte aber, die sie hier oft und immer wieder durchgelesen, schüttelte sie auch eben so oft den Kopf. — Es war ihr etwas darin nicht klar, aber Mademoiselle Adele — so lieb sie dieselbe hatte, konnte sie nicht darüber fragen — wenn sie einmal wieder mit dem Vater spazieren ginge, sollte der ihr Aufschluß darüber geben. Endlich riß sie sich von der sie fesselnden Seite los und schlug eine andere Erzählung auf.

„Nun, Josephine?“ fragte die Erzieherin, die sich die Gelegenheit nicht wollte entgehen lassen. „Was hatstet Du da, worüber Du nicht recht einig warst? Kann ich Dir helfen? Hast Du vielleicht irgend ein schweres Wort nicht ordentlich verstanden?“

„Oh nein“, sagte die Kleine, „ich verstehe alle die Worte, die hier im Buche stehen, aber da — da war eine Erzählung...“

„Was für eine Erzählung, mein Herz?“

„Eine Geschichte, wo von einem Kinde erzählt wird, das böse Menschen seinen Eltern gestohlen haben, und zuletzt — finden es die Eltern wieder und freuen sich so darüber.“

„Nun, das ist doch eine sehr erfreuliche Sache, daß die Eltern ihr Kind wiedergefunden haben?“

„Ja — gewiß — aber...“

„Wer waren denn die Leute, die es gestohlen hatten?“

„Kunststreiter“, zögerte das Kind, „und das sind doch böse Menschen?“

„Rein, gewiß nicht“, erwiderte Mademoiselle Adele. „Es giebt wohl auch böse Leute unter ihnen, wie in allen Ständen, aber im Ganzen ein solches Urtheil über sie zu fällen, wäre höchst ungerecht und sogar schlecht. Das ist doch wohl auch nicht in dem Buche gesagt!“

„Rein — nein, sicherlich nicht — es war auch gewiß ein großes Glück, daß die armen Eltern ihr Kind wiedergefunden haben, aber...“

„Aber? mein Herz?“ — was ist Dir noch darin aufgefallen?“

„Eigentlich wollte ich den Papa darum fragen.“

„Und kann ich es Dir nicht auch sagen?“

„Doch nicht so gut wie Papa — der weiß es viel besser.“

„Aber vielleicht kann ich es Dir auch erklären, und Du magst dann den Papa noch immer darum fragen.“

„Ja“, sagte Josephine, der das einleuchtete.

„So lies mir einmal die Stelle vor, die Dir so viel Kopfzerbrechens machte.“

Josephine blätterte einige Seiten zurück.

„Soll ich das Ganze lesen?“

„Rein, ich kenne die Erzählung schon, nur das, was Du nicht genau verstehst.“

„Ja — hier steht: Wie dankbar waren die Eltern gegen Gott, daß sie nicht allein ihr Kind, ihre liebe Marie, wieder erhalten hatten, sondern daß die arme Kleine auch dem traurigen Leben unter solchen Leuten entziffen war! Und wie glücklich fühlte sich Marie, als sie sich endlich nicht mehr genöthigt sah, unter den rohen Menschen zu leben, indem sie die Schule ordentlich und regelmäßig besuchen und fleißig lernen konnte, und jetzt doch hoffen durfte, zu einem für sie passenden Leben erzogen zu werden, zu einem Leben, das sie zu einem braven Mädchen und einer tüchtigen, wadern Frau heranzubilden konnte.“

Das Kind schwiege, als es diese Zeilen gelesen hatte.

„Nun?“ fragte Adele, „was ist Dir dabei aufgefallen, mein Herz?“

„Das Letzte, Mademoiselle“, antwortete die Kleine zaghaft: — „und jetzt doch hoffen durfte, zu einem für sie passenden Leben erzogen zu werden, das sie zu einem braven Mädchen und einer tüchtigen, wadern Frau heranzubilden konnte.“ — „Konnte sie denn das unter den — Kunststreitern nicht auch werden?“

„Mein liebes Herz“, sagte die Erzieherin mit weicher Stimme, und sie mußte sich Gewalt anthun, die Rührung zu verbergen, die jene einfachen, schlichten Worte hervorgerufen — „das Leben solcher Leute mag an sich manches Schöne und Angenehme haben, und besonders die Männer, die da ihre Geschicklichkeit und Kraft zeigen können, fühlen sich vielleicht oft wohl darin. Ein junges Mädchen gehört aber nicht in einen solchen Kreis — Du bist noch nicht alt genug, um zu begreifen, weshalb nicht, aber Du wirst es selber fühlen, wenn Du nur einige Jahre älter sein wirst. Der Tanz und die Kunststücke auf einem Pferd mögen vielleicht — ich verstehe das nicht — für einen Mann passen und hübsch sein, aber die Frau, das junge Mädchen, die Gott geschaffen hat in stiller Häuslichkeit zu wirken, sind nicht dazu gemacht, sich in solcher Weise öffentlich zu zeigen. Das Publikum, das dabei sitzt, applaudirt allerdings und freut sich an den künstlichen Springen, aber im Herzen denken Alle ebenso, und von Tausenden, die in die Hände schlagen und Bravo rufen, möchte gewiß nicht ein Einziger sein eigenes Kind zu solchem Leben hergeben.“

„Nicht?“

„Rein, meine Josephine, denn Kinder vor Allem gehören in den Schutz des Hauses — Kinder müssen lernen, denn ihrer Jugend ist die einzige Zeit, in der sie noch lernen können, und nicht etwa bloß Lesen und Schreiben, was in jeder Zeit jeder Tagelöhner kann, sondern Alles, was sie später einmal im Leben brauchen können, und was sie, wenn sie selber einmal Kinder vom lieben Gott bekommen, diese wieder lehren sollen. Bei einem solchen Leben aber können sie das nicht; sie verfehlen also den Zweck, zu dem sie hier auf Erden bestimmt sind, und wenn sie dann einmal älter werden, fühlen sie es und sind unglücklich. Darum sollen alle Kinder, die nicht nöthig haben, schon in so zartem Alter ihr Brod in solcher Weise zu verdienen, dem lieben Gott recht von Herzen danken, daß er sie in Verhältnisse gebracht hat, in denen sie mit anderen guten Menschen leben und sich heranzubilden können, und sollen die Zeit, die ihnen also zu ihrer Pflege und Erziehung geboten wird, recht fleißig benützen — das, mein Kind, meint der Satz, den Du nicht verstanden hast.“

Josephine schweig eine lange, lange Weile; endlich stand sie langsam auf, legte das Buch hin, ging zu ihrer Erzieherin, und das Köpfchen an deren Schulter schmiegend, sagte sie leise: „Und glauben Sie, daß auch ich dem lieben Gott dafür dankbar sein müßte?“

„Wenn Du fühlst, mein Kind“, erwiderte gerührt Adele, „daß Du gute Menschen um Dich hast, die Dich lieben und bemüht sind, Dein Bestes zu wollen und Dein einziges Glück zu gründen, gewiß.“

Josephine schmiegte sich fester an sie an, legte den Arm um ihre Schulter, und während sie das Anklie daran barg, quollen ihr ungesunden die großen, hellen Thränen aus den Augen.

20.
In der Residenz *** hatte die so plötzliche Auflösung des Circus Betrand — besonders nach so glänzenden Erfolgen — im Anfange nicht geringe Sensation erregt, und die Tagesblätter füllten ihre Spalten fast eine Woche lang mit den verschiedensten Vermuthungen und Gerüchten. Dann kam Andere, was ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und der Circus mit all' seinen Angehörigen war vergessen — und doch ließ er in einem Herzen eine tiefe böse Narbe zurück.

Graf Geyerstein hatte in derselben Zeit, in welcher sich der Circus damals trennte, einen mehrtägigen Urlaub erbeten und angetreten, über das Wohn seiner Reise aber strenges Stillschweigen beobachtet. Er war indessen stets in seinem ganzen Wesen ernst und zurückhaltend, und sein Schweigen fiel deshalb nicht besonders auf. Trotzdem gaben sich aber doch verschiedene Personen nicht unbedeutende, wenn auch vergebliche Mühe, den Zweck seines Urlaubs und besonders das Ziel seiner Reise heraus zu bekommen, unter diesen ganz besonders Fräulein v. Zahern — aus Gründen, die ihr selber am besten bekannt waren. Graf Geyerstein nahm aber nicht einmal seinen Burtschen mit unterwegs, und ehe man eigentlich recht wußte, wann er reisen wollte, war er plötzlich spurlos verschwunden, und eben so unerwartet, drei Tage vor abgelaufenem Urlaub, zurückgekehrt.

In der Zwischenzeit hatte beim Kriegsminister v. Ralphen ein großer Ball sein sollen, wenigstens sprach man schon in der Stadt davon und unterhielt sich über die wahrscheinlichen Einladungen. Die älteste Tochter Melanie war aber sehr lebendig gewesen, und da die Feier eigentlich ihrem Geburtstag galt, konnte sie natürlich nicht statfinden, wenigstens nicht zu der bestimmten Zeit. Es hieß, daß sie aufgeschoben wäre.

Die „höheren Schichten der Gesellschaft“ beschäftigten sich in dieser Zeit überhaupt viel — vielleicht mehr als nöthig — mit der Ralphen'schen Familie, bei der jedenfalls eine auffallende Veränderung in einer Hinsicht stattgefunden hatte, wenn auch die Ralphen'sche Familie selber das nicht zu bemerken oder zu beachten schien.

Jenen Kreisen hatte es nämlich kein Geheimniß bleiben können — war auch nicht als solches betrieben worden — daß Graf Geyerstein sehr häufig das Ralphen'sche Haus besuche, von dem alten Kriegsminister sowohl, wie von seiner Tochter Melanie sehr gern gesehen sei, und in Folge davon natürlich die Letztere heirathen würde. Man hatte sich in der That schon daran gewöhnt, die beiden jungen Leute als ein Paar zu betrachten, so wenig sie sich selber vielleicht darüber klar geworden. Da plötzlich, nach dem Urlaub des jungen Grafen, änderte sich die ganze Sache, und zwar so auffallend, daß Geyerstein das Ralphen'sche Haus fast gar nicht mehr, oder doch nur selten betrat. Ein desto häufigerer Gast dagegen wurde der junge Graf Seltstoff, und wenn dieser selber auch recht gut fühlen mochte, daß er dem Herzen Melanie's noch sehr fern stand — obgleich sich seine Bemühungen dahin nicht verkennen ließen, — übernahm die überhaupt zu allen Zeiten sehr rasch mit ihrem Urtheil fertige „Gesellschaft“ den Ausdruck und erklärte sich dahin: die Alliance mit

Graf Geyerstein habe sich aus irgend welchen nicht bekannten Gründen zertrüßelt, und Graf Seltstoff sei an dessen Stelle getritt.

Der alte Herr v. Ralphen mochte etwas Aehtliches fühlen, ja fürchten, denn er liebte den jungen Geyerstein wie einen Sohn und konnte den, der an seine Stelle rücken sollte, noch zu wenig, um schon mit einem Urtheil über ihn fertig zu sein. Aber er hatte sich auch fest vorgenommen, seiner Tochter in einer Herzensangelegenheit keinen Zwang anzuthun, noch ihr sein Urtheil aufzubringen. Erst wenn sie selber ihn um Rath fragen würde, war die Zeit zu sprechen für ihn gekommen. Uebrigens durfte er seiner Melanie, wie er glaubte, schon vertrauen, daß sie keinen raschen, unüberlegten Schritt ohne seinen Rath thun würde, und er sah deshalb der nächsten Zukunft mit vieler Ruhe entgegen. Nicht ganz so gleichgültig nahm Excellenz die Frau Kriegsministerin die Sache, und zwar von einem, dem jungen Grafen Geyerstein weniger günstigen Gesichtspunkte aus. Sie hatte ihn eben so gern wie ihr Gatte, aber — im Vergleich mit dem außerordentlich reichen russischen Grafen, dessen Hülfquellen wirklich unerschöpflich schienen, war Geyerstein doch eine minder gute Partie für ihre Melanie, und den Rücksichten — der Sorge der Mutter für ihrer Tochter Wohl — mußten alle anderen nachgeben. Nicht so zartfühlend wie der alte Herr dabei, hatte sie allerdings versucht, von Melanie selber die Ursache in dem Wechsel ihres Betragens, wenn nicht ihrer Neigung, zu erfahren, doch ohne Erfolg. Melanie konnte und wollte nicht die wahre Ursache eingestehen, und mit den ausweichenden Antworten die sie gab, wußte sich, wohl oder übel, die Excellenz begnügen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schätze Kaukasien's.

Nur wenige Ausländer kennen Kaukasien aus eigener Anschauung, aber alle haben aus Zeitungen, Vorträgen ufm. erfahren, daß es das Land der Wunder und der Märchen und der fabelhaften Reichthümer und der fruchtbringenden Zukunft ist. Ja habe nunmehr den Kaukasus durchquert. Von den ungeheuren, aber ungehobenen Schätzen weiß ich nicht viel und kann mir kein Urtheil darüber bilden, ob Gehalt und Lage der Erze den Erwartungen entsprechen, ob die Metallurgen des Weltmarktes den dort russischer Abteilungen vollwertig in Milliarden abzählen werden. Jahrzehntelange Arbeit und allmähliche wissenschaftliche Erforschung werden die Aufklärung darüber bringen, ob das in ganz Europa längst geläufig gewordene Wort von den Riesenschätzen des Kaukasus sich im Gefüge der Weltwirtschaft bewähren wird. Nur das, was heute schon an des Tages Licht liegt, die unerschöpflichen Quellen des Erdböls, die Ernte der weitgedehnten Acker, das Holz der dichten, die Gebirgsabhänge bedeckenden Wälder, die Mineralien, deren Förderung ich sah, das kann ich wohl einigermaßen, mit den Verhältnissen anderwärts vergleichend, abmessen. Und noch eins: die Naturkräfte, die überall, wohin der Blick fällt, ihre elementare Wucht „vergeben“, ohne Menschenarbeit mitzuvirkeln zu helfen. Wasserfälle, Sturzflüsse, rasende Flußbetten rechts und links und dennoch nirgends auch nur eine Mühle, nirgends ein Wasserrad, das eine Dynamomaschine triebe, nirgends auch nur die einfachste Einrichtung, die die Schwerkraft des bewegten Wassers zu einem noch so kleinen Hebewerk nützte.

Ja, reich wäre dieses Land mit seinem tropischen Klima und seinem so wenig genühten Boden, wenn der Werth der Waare nur von der Nachfrage schlechtweg abhinge und nicht auch von dem Ort bedingt wäre, an dem sie lagert, und der Entfernung und den Verbindungsbedingungen zu jenen Punkten, an denen sie gebraucht wird.

Erst wenige Jahre ist es her, daß Sewastopol als Ausfahrhafen für Getreide ernsthaft mitdacht, und doch hat sich die Stadt in diesen wenigen Jahren zum wichtigsten Getreidehafen des Schwarzen Meeres, also Rußlands, gehoben. Wie ist das möglich? Hat gerade der Kreis, dessen Verkehrsmitelpunkt Sewastopol bildet, plötzlich ein Lehrsache an Ernte erzielt? Haben neue Verkehrslinien ins Innere des Landes Gebiete erschlossen, die bis dahin unzugänglich waren? Nein, nichts anderes als eine grandiose mechanische Einrichtung hat diesen Umschwung hervorgerufen. Die Eisenbahn von Sewastopol konnte infolge großer Terrainschwierigkeiten nicht bis an den Hafen verlegt werden, weil eine große Gelbenausgabe den Herren der Zentraldirektion nie gelegen war? Eine kurze Strecke von 2½ Werst, von etwa 10,000 Fuß, galt es von der Station zurückzulegen, und an diesem lächerlich geringen Endzweck scheiterte

der Ertrag, der einem großen, gesegneten, reichen Landkreis zum beschleunigten Abfah seiner Waaren verhelfen konnte. Nun haben Ausländer nach amerikanischen, in kanadischen Ausfuhrhäfen längst bewährten Systemen eine imposante, grandiose Pumphation eingerichtet und drücken das Getreide in gewaltigen Röhren aus den Bahnwagen direkt in die Wäuche der Schiffe. Der ungeahnte Erfolg scheint jenen russischen Politikern recht zu geben, die den Aufschwung des Kaukasus nur von fremdem geschäftlichen Wagemuth und Geld erhoffen.

Viel eigenartiger, beinahe schon das Gebiet der Märchen freiziehend, ist ein anderer Fall, der sich in gleicher Gegend ereignete und den plötzlichen Aufschwung einer großen Industrie zur Folge hatte. Ein riesiger Berg aus reinem, von der Natur gebildetem Zement steht nicht allzuweit von der Stadt entfernt, ohne daß in vielen Jahrzehnten ein russischer Unternehmer daran gedacht hätte, den Schatz, der nicht einmal gehoben, sondern nur abgetragen zu werden brauchte, zu ergreifen. Erst deutsche Unternehmer erkannten die große Bedeutung des Fundes und haben eine Reihe von Mühlen errichtet, in denen der Zement zerklüftet und verpackt zu werden braucht, um in die Welt hinausgeschickt zu werden. Unerforschlich scheinen die Borräthe zu sein, die hier auf russischem Boden aufgeschichtet wurden. Und die Entel der deutschen Kaufleute werden hier noch Früchte ernten, die die Russen nur hätten zu ergreifen brauchen, und wohl eben deshalb so beharrlich und mißtrauisch liegen lassen.

Vieles gibt es in diesem Wunderlande Kaukasien, das für andere Völker zum Born wirtschaftlichen Reichtums werden würde und hier unbeachtet bleibt. Die Menschen im Süden des Farenreiches an der Küste des Schwarzen Meeres sind an das Arbeiten nicht gewöhnt. Himmel und Erde haben sich in diesen Breiten zu sammeln gethan, um den Russen die Mühen des Lebens zu erleichtern, und die Russen haben das Arbeiten von den vielen fremdfrägen Bewohnern, die einst Herren des Landes waren und unruhig und kriegerisch einherzogen, noch viel weniger gelernt. Sie alle, diese ungezählten Stämme, schmüden sich noch heute des Alltags mit den kriegerischen Trachten, als wäre die Zeit seit einem Jahrhundert stillgestanden und als ließe die Zivilisation unserer Tage allen Notgedrungen, dem Wildern, dem räuberischen Ueberfall auf der Landstraße und der grünlischen Blutrache unheimlichen Lauf. Hier im Kaukasus leben die Menschen in den Tag hinein, fühlen unbewußte Nomadentriebe als Erbtheil ihrer Vorfahren, verlassen sich auf den Gott ihrer rechtgläubigen Kirche, der wenigstens für sie, die sie an den Gestaden des Schwarzen Meeres im Süden des Reiches wohnen, auch in den schlimmsten Jahren noch immer für eine leibliche Ernte gesorgt hat, und überlassen das Rafften großer Unternehmerrerginne, das Verwerthen der inneren und äußeren Bodenschätze, wenn auch scheelen Auges, so doch passiven Willens dem Fremden.

Vieles, was die Kaukasier für werthlos hielten, haben sie allmählich durch die Fremden schätzen gelernt. Aber vor dem Werth des Erdböls empfinden sie aus eigenem Antrieb, aus ererbter Anschauung eine tief wurzelnde Achtung. Sind sie doch seit ihrer Kindheit buchstäblich in einer Athmosphäre von Petroleum aufgewachsen, haben sie doch schon als Säuglinge die süßlichen Dämpfe des Erdböls eingeathmet und die Gerüche aller Nebenprodukte seiner trocknen Destillation überall wahrgenommen, wohnen sie auch ihr Schicksal verschlagen hat. Ihre Lokomotiven werden mit Petroleum geheizt, und in großen Bogen über Berge und Angründe führen Hunderte von Meilen entlang Röhren, durch die Naphta mit Hochdruck von den Quellen aus in die Montanwerke des Gebirges gepumpt wird. Nun hat auch die allmächtige Standard Oil Company hier im Kaukasus festen Fuß gefaßt und kämpft auch auf diesem abgelegenen Posten, dessen Bewohner selbst nach Jahrzehnten das Gempel der großen amerikanischen Redenmeister nicht verstanden haben werden, um Weltkontrolle und Welt Herrschaft.

Robert Soudet.

Eine französische Suffragette hat öffentlich erklärt, sie werde nicht ruhen, bis sie mit einem der männlichen Gegner des Frauenstimmrechtes ein Duell ausgeschrieben. Sie könnte noch schlimmeren Rache ausüben, wenn sie den Betreffenden — heiratete.

Jener New Yorker Millionär, der sich eine herrliche Wohnung mit acht Bädern einrichten hat herrichten lassen, will anscheinend große Mohrenwäsche in seiner Wnngalerie halten.

Auf der Bühne ist die Komödie aus, wenn sie sich trügen, im Leben pflegt sie dann erst zu beginnen.